ROBYN YOUNG

Rebell der Krone

Buch

Schottland im Jahre 1286. Ein ganzes Volk trauert, denn ihr König, Alexander III., kam bei einem Reitunfall tragisch ums Leben. Doch sein Tod war kein Unfall, und seine Mörder schmieden bereits eifrig Pläne, die Herrschaft über das geschwächte Land zu ergreifen, dessen einzige Thronfolgerin ein kleines Mädchen ist. Der gewiefte englische König Edward holt sich jedoch vom Papst die Erlaubnis, seinen kleinen Sohn mit der schottischen Kronprinzessin zu vermählen. Der skrupellose Engländer sieht hier eine Möglichkeit, den schottischen Thron unblutig an sich zu bringen. Doch die Schotten wollen mit aller Macht verhindern, dass ein Engländer ihre Krone ergreift und kämpfen unter sich um die Nachfolge des Königs. Der junge Robert Bruce, Enkel eines der mächtigsten Adligen des Landes, ist einer der Anwärter auf den Thron. Als die Infantin auf der Reise nach England jedoch an einer mysteriösen Krankheit stirbt, bricht in Schottland endgültig das Chaos aus. Mit Hilfe des englischen Königs besteigt schließlich John Balliol den Thron. Was Edward zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß: Balliols Männer sorgten für die »Krankheit«, der die Infantin zum Opfer fiel. Der Konflikt spitzt sich zu und wird zu einem offenen Krieg, als die schottischen Lords Balliol zwingen, eine Rebellion gegen den englischen König zu initiieren.

Robert und sein Vater beziehen Stellung, indem sie Edward die Treue schwören. Doch bereits ein Jahr danach bricht Robert seinen Schwur und schließt sich den rebellierenden Schotten an. Vorerst, denn es wird der Tag kommen, an dem Robert eine unglaubliche Entscheidung trifft, die für eine ganze Nation alles aufs Spiel setzt …

Autorin

Mit ihrem Debüt *Die Blutschrift* gelang der Britin Robyn Young in Großbritannien und den USA ein großartiger Durchbruch, der sie auf die Bestsellerlisten schnellen ließ. Geboren 1975 in Oxford, begann sie schon früh, Gedichte und Kurzgeschichten zu schreiben. Aber erst während eines Seminars in Kreativem Schreiben, fand sie den Mut, ihre Ideen zu *Die Blutschrift* zu Papier zu bringen. Heute lebt Robyn Young in Brighton und wenn sie nicht gerade an einer historischen Trilogie schreibt, unterrichtet sie Kreatives Schreiben an verschiedenen Colleges.

Bei Blanvalet von Robyn Young bereits erschienen:

Die Blutschrift (36657) · Die Blutritter (36658) · Die Blutsfeinde (36659)

Robyn Young

Rebell der Krone

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Insurrection«
bei Hodder & Stoughton, an Hachette UK company, London

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Juli 2011 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © by Robyn Young 2010
Karte © Sandra Oakins
Copyright © für die deutsche Ausgabe 2011
by Blanvalet Verlag, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © Artwork HildenDesign unter Verwendung
von Motiven von hightowernrw/Shutterstock; akg-images
Redaktion: Werner Bauer
LH · Herstellung: sam
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37246-1

www.blanvalet.de

BRITANNIEN
1286 AD
ORKNEY
SCHOTTLAND
BUCHAN
BADENOCH
MARR
Aberdeen
ATHOLL
ANGUS
Dundee
LENNOX
MENTIETH
Perth
St Andrews
Stirling
Kinghorn
Falkirk
DUNBAR
Glasgow
Edinburgh
Berwick
NORDSEE
Irvine
Peebles
Roxburgh
ISLAY
Lanark
Ayr
The Forest
NORTHUMBERLAND
ARRAN
Turnberry
Lochmaben
CARRICK
ANNANDALE
Newcastle
ANTRIM
GALLOWAY
Carlisle
Durham
ULSTER
ENGLAND
Lancaster
YORKSHIRE
York
IRLAND
ANGLESEY
LINCOLN
Conwy
Caernarfon
Snowdon
Nefyn
GWYNEDD
Leicester
NORFOLK
POWYS
WALES
WARWICK
Cambridge
HEREFORD
PEMBROKE
GLOUCESTER
Oxford
ESSEX
GWENT
London
Canterbury
Dover
Salisbury
Lewes
Portsmouth
CORNWALL
ÄRMELKANAL

Ah, Gott!
Wie oft sprach Merlin
in seinen Prophezeiungen die Wahrheit, wenn du
sie lasest.
Nun sind die beiden Ströme vereint,
die von mächtigen Bergen getrennt wurden.
Und aus zwei verschiedenen Reichen entstand eines,
das von zwei Königen regiert wurde.
Jetzt haben die Bewohner der Inseln wieder zueinander-
gefunden,
Und Alba ist vereint unter den Herrschern,
über denen allen König Edward steht.
Cornwall und Wales befinden sich in seiner Hand,
und das stolze Irland beugt sich seinem Willen.
Es gibt keinen König oder Prinzen in all diesen Ländern
außer König Edward, der sie zusammenbrachte …

Peter Langtoft (englischer Chronist, ca. 1307)

PROLOG

A.D. 1262

König Artus selbst wurde tödlich verwundet, und als er zu der Insel Avalon gebracht wurde, um dort geheilt zu werden, übergab er die Krone Britanniens im Jahr 542 der Menschwerdung unseres Herrn seinem Verwandten Konstantin, dem Sohn des Cador und Herzog von Cornwall.

Geoffrey of Monmouth,
»Die Geschichte der Könige Britanniens«

Gascogne, Frankreich
A.D. 1262

Die Pferde wieherten schrill. Klingen durchschnitten die Luft, fraßen sich in Schilde und prallten auf Helme. Männer stießen durch ihre Visiere heisere Drohungen und Verwünschungen aus; sengende Schmerzen schossen bei jedem Hieb durch ihre Arme und Schultern. Von der ausgedörrten Erde stiegen Staubwolken auf und färbten die Luft über den Weingärten gelblich. Der Geruch der in der Hitze angeschwollenen Trauben brannte bitter in ihren trockenen Kehlen, salziger Schweiß tropfte ihnen in die Augen und blendete sie.

Mitten im Kampfgetümmel hob ein Mann in einem rotgoldenen Überwurf gerade seinen Schild, um einen weiteren Hieb abzuwehren. Sein Pferd bäumte sich unter ihm auf, doch er brachte es mit seinen Sporen zur Ruhe, ging zum Gegenangriff über und rammte sein Schwert in die Seite seines Gegners, durchbohrte Leinen und Polster und traf auf das Kettenhemd darunter. Neben ihm ließ ein hochgewachsener Mann in einem blau-weiß gestreiften Umhang seine Waffe mit voller Wucht auf den Rücken eines Ritters niedersausen, wobei er vor Anstrengung Speichel in sein Visier sprühte. Der Getroffene kippte vornüber, sein Schwert entglitt ihm, und als sein Pferd stolperte, wurde er aus dem Sattel geschleudert. Er schlug hart auf dem vom Saft geplatzter Trauben schwarz verfärbten Boden auf und rollte sich in dem Versuch, den Hufen der Schlachtrösser ringsum auszuweichen, von einer Seite zur anderen. Eines traf ihn seitlich am Kopf und zermalmte seinen Helm, danach trampelten die anderen über seinen Körper, während der Kampf seinen Fortgang nahm.

Der Mann in Rotgold schwang sein Schwert mit einem wilden

Kriegsruf durch die Luft, der sogleich von seinen Gefährten aufgenommen wurde.

»Artus!«, donnerten sie. »Artus!«

Neue Kraft strömte in erschöpfte Glieder, neue Luft in ausgepumpte Lungen. Die Männer kämpften jetzt erbarmungslos, gewährten keine Gnade. Nachdem weitere Gegner zu Boden gegangen oder von ihren Pferden gestoßen worden waren, wurde über dem Schlachtfeld ein Banner gehisst und flatterte im Wind. Es war blutrot, und darauf prangte ein sich aufbäumender, Feuer speiender Drache.

»Artus! Artus!«

Der Mann in dem blau-weißen Umhang hatte sein Schwert verloren, kämpfte aber, seinen Schild als Waffe einsetzend, mit unverminderter Heftigkeit weiter, traf mit dem oberen Rand den Kiefer eines Widersachers, fuhr herum und schmetterte den Schild gegen das Visier eines anderen. Über einen Ritter verärgert, der sich weigerte, sich zu ergeben, packte er den Mann am Hals und zerrte ihn aus dem Sattel. Als sein Gegner zwischen den Pferden hinabglitt und vor Wut brüllend nach Halt suchte, ertönten Fanfaren.

Bei diesen Tönen ließen die berittenen Männer einer nach dem anderen langsam ihre Schwerter sinken und versuchten nach Atem ringend, ihre aufgeregten Schlachtrösser zu bändigen. Die am Boden Liegenden rappelten sich auf und gaben sich Mühe, sich einen Weg durch das Gewühl zu bahnen, wurden aber augenblicklich von wartenden Fußsoldaten umringt, die Krummschwerter schwangen. Ein Mann, der zwischen den Weinreben hindurch zu entkommen versuchte, wurde zurückgeschleift und durcht Tritte zur Kapitulation gezwungen. Knappen begannen die reiterlosen Pferde einzufangen.

Der Mann in Rotgold nahm seinen mit silbernen Drachenflügeln verzierten Helm ab. Ein junges Gesicht mit markanten Zügen und hellen grauen Augen kam zum Vorschein. Ein Lid hing ein wenig herab, was ihm ein leicht verschlagenes Aussehen verlieh. Edward sog die staubige Luft tief ein, während sein

Blick über die besiegten Männer schweifte, von denen die letzten gerade entwaffnet wurden. Eine ganze Anzahl war im Kampf verwundet worden, zwei von ihnen schwer. Einer schwankte im Griff seiner Kameraden und stöhnte laut, weil ihm die Schneide- und Vorderzähne ausgeschlagen worden waren.

»Ein weiterer Sieg, Neffe.«

Die barsche Feststellung kam von dem Mann in dem blauweiß gestreiften Umhang, welcher hie und da mit kleinen roten Vögeln bestickt war. William de Valence hatte seinen Helm abgenommen und sein Visier heruntergeklappt, sodass es über den eisernen Kragen hing, der dafür sorgte, dass der Helm nicht verrutschte. Schweiß strömte über sein rundes Gesicht.

Ehe Edward etwas erwidern konnte, rief einer der Knappen: »Hier ist ein Toter, Mylord!«

Edward drehte sich um und sah, dass sich der junge Mann über einen Leichnam beugte. Der Überwurf des Toten war mit Staub bedeckt, sein Helm wies eine tiefe Delle auf. Blut war aus einer seiner Augenhöhlen gequollen. Andere Männer blickten gleichfalls zu dem Leichnam hinüber, während sie sich den Schweiß aus dem Gesicht wischten.

»Nimm ihm Rüstung und Schwert ab«, befahl Edward dem Knappen nach einer kurzen Pause.

»Lord Edward!«, protestierte einer der Männer, die zusammengetrieben und entwaffnet worden waren. Er trat vor, aber die ihn umringenden Fußsoldaten versperrten ihm sogleich den Weg. »Ich erhebe Anspruch auf die sterblichen Überreste meines Kameraden!«

»Nachdem die Lösegeldforderungen ausgehandelt und die Summen entrichtet worden sind, könnt Ihr ihn begraben, darauf habt Ihr mein Wort. Aber seine Ausrüstung gehört mir.« Edward reichte einem anderen Knappen seinen Drachenflügelhelm und seinen Schild, griff nach den Zügeln und trieb sein Pferd zwischen den Weinstöcken hindurch.

»Bringt die Gefangenen«, gebot William de Valence den Fußsoldaten.

Der Rest von Edwards Männern folgte ihm. Das Drachenbanner erhob sich wie eine Faust über ihren Köpfen und zeichnete sich dunkel von der einsetzenden Dämmerung ab. Der Trupp ritt davon, überließ es den Knappen, zerbrochene Waffen und verwundete Pferde einzusammeln, und achtete nicht auf die Arbeiter, die angerannt kamen und angesichts der zerstörten Weingärten entsetzte Rufe ausstießen. Das in der vergangenen Nacht errichtete Turnierfeld lag wie gewöhnlich zwischen zwei Städten, aber es ließ sich nicht vermeiden, dass Äcker, Weideland und gar Dörfer in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Als er sein Pferd im Schritt über die Felder gehen ließ, streifte Edward seine Handschuhe ab. Trotz des Lederpolsters wiesen seine Handflächen Blasen auf. Hinter sich hörte er das Gemurmel einiger seiner Männer. Vermutlich sprachen sie von dem Toten und seiner schroffen Reaktion auf den Vorfall – immerhin war dies nur ein Spiel, und die Gegner waren keine echten Feinde. Aber Turniere währten nicht ewig. Bald würden das Schlachtfeld und die Feinde darauf nur allzu gegenwärtig sein. Dann mussten sie gewappnet sein.

Er öffnete und schloss seine schmerzenden Hände und sah den neben ihm reitenden de Valence an. Der Mann saß entspannt auf seinem Pferd, den massigen Körper gegen die hohe Sattellehne gestützt. Die miteinander verbundenen Ringe seines Kettenhemdes klirrten leise. Im Gegensatz zu den jüngeren Rittern schien er sich an dem Zwischenfall nicht zu stören, sondern säuberte in aller Ruhe die abgenutzte Klinge seines Schwertes, die wesentlich schärfer wirkte als die stumpfen Waffen, derer sich Edward und der Rest der Männer bedient hatten.

Valence, der Edwards Blick auffing, lächelte wissend. »Wo gehobelt wird, da fallen Späne, Neffe. Das ist immer so.«

Edward sagte nichts dazu, nickte aber, als er sich wieder zur Straße drehte. Er hatte nicht die Absicht, über Turnierregeln zu streiten, nicht, nachdem ihm sein Halbonkel geholfen hatte, die meisten Turniere zu gewinnen, die er während dieser Saison mit seiner Truppe bestritten hatte. Das hatte ihm genug Pferde und

Rüstungen eingetragen, um eine ganze Armee damit auszustatten, von den Dutzenden junger Männer ganz zu schweigen, die von seinem wachsenden Ruhm angelockt worden waren. Bei einem Siegesfest vor einigen Monaten hatte einer von ihnen ihn Artus genannt, und der Name war haften geblieben – mehr und mehr Freiwillige schlossen sich der unter dem Drachenbanner kämpfenden Truppe an. Valence mochte ein ungehobelter Klotz sein, dessen Ruf äußerster Grausamkeit weit über die Grenzen seiner französischen Geburtsstadt hinausgedrungen war, aber sein Geschick auf dem Turnierfeld verlieh ihm zusammen mit dem Umstand, dass er zu den wenigen Mitgliedern von Edwards Familie gehörte, die sich nicht von ihm abgewandt hatten, einen unschätzbaren Wert, und so ließ Edward seinem Onkel freie Hand und ignorierte dessen Wutausbrüche und zahlreichen Indiskretionen.

Als ein paar der älteren Ritter ein zotiges Siegeslied anstimmten, in das andere bald einfielen, drehte sich Edward um, um die Reihen grinsender, schweißglänzender Gesichter zu mustern. Die meisten waren wie er Anfang zwanzig, viele jüngere Söhne des französischen Adels, die von der Aussicht auf Beute und Ruhm angelockt worden waren. Nach Monaten voller Turniere kannte Edward sie gut. Alle würden jetzt bedingungslos für ihn kämpfen. Nur noch ein paar Wochen Training, dann wären sie bereit. Dann würde er an der Spitze einer Armee nach England zurückkehren, um seine Ehre und sein Land zurückzugewinnen.

Neun Monate zuvor hatte sein Vater, der König, ihn ins Exil geschickt. Sogar seiner Mutter hatte das Urteil die Sprache verschlagen: die Zurücknahme seiner Ländereien in Wales und England, die ihm mit fünfzehn als Teil des Heiratskontrakts übertragen worden waren. König Henry hatte in grimmigem Schweigen zugesehen, wie sein Sohn den Palast von Westminster verlassen und sich auf den Weg nach Portsmouth und zu dem Schiff gemacht hatte, das ihn zu seinem einzig noch verbliebenen Landsitz in der Gascogne bringen würde. Edward erinnerte sich daran, sich noch ein Mal umgedreht zu haben, nur

um festzustellen, dass sich sein Vater bereits abgewandt hatte und durch die Palasttore schritt. Mit zusammengepressten Lippen verdrängte er das Bild und richtete sein Augenmerk auf den Anblick der Ritter, die ihm in Hochstimmung auf ihren erschöpften Tieren folgten und dabei den Namen Artus sangen. Sein Vater würde sich gezwungen sehen, sich zu entschuldigen, wenn er erfuhr, was für ein Krieger aus seinem Sohn geworden war – von seinen Männern nach dem größten König benannt, der je gelebt hatte.

Das Abendrot verblasste, und die ersten Sterne funkelten am Himmel, als die Gruppe in den Hof des von Nebengebäuden umgebenen und vom Wald eingeschlossenen Jagdhauses ritt. Edward stieg ab, übergab sein Pferd einem Stallburschen und wies William de Valence an, die Gefangenen gut zu bewachen, sobald sie eingetroffen sein würden. Dann steuerte er auf das Haupthaus zu, um sich den Staub aus dem Gesicht zu waschen und seinen Durst zu stillen, bevor die anderen Kommandanten erschienen und die Lösegeldsummen festgelegt werden konnten. Er musste sich aufgrund seiner Statur unter dem Türsturz hinwegducken, betrat das Haus und schritt an den Dienstboten vorbei zu den oberen Räumen und seinem Privatgemach.

Sein Kettenhemd und seine Sporen klirrten, als er über den Holzfußboden schritt. Er löste den Gurt, an dem sein Breitschwert hing, warf die Waffe auf das Bett und genoss es, den Druck an seiner Hüfte nicht mehr zu spüren. Der Raum lag im Dämmerlicht da, nur eine einzige Kerze brannte auf einem Tisch am Fenster. Dahinter hing ein Spiegel. Als er in den Kerzenschein trat, sah Edward sich selbst aus den Tiefen des Glases auftauchen. Ein Wasserkrug und eine Waschschüssel standen bereit, daneben lag ein Leinentuch. Er beförderte den Stuhl vor dem Tisch mit einem Tritt zur Seite, goss Wasser in die Schüssel, beugte sich darüber und schöpfte etwas davon in seine Hände. Es fühlte sich wie Eis auf seinem erhitzten Gesicht an. Er schöpfte mehr, spürte, wie es über seine Haut rann und Schweiß und Blut fortwusch. Als er fertig war, griff er nach dem Tuch

und betupfte damit seine Augen. Und als er es wieder sinken ließ, sah Edward seine Frau vor sich stehen. Ihr dichtes Haar fiel ihr in Wellen bis zur Taille hinab. Allzu oft war es aufgesteckt und unter Schleiern und Hauben versteckt. Er liebte es, es offen zu sehen, und sonnte sich in dem Wissen, dass er der einzige Mann war, der dieses Vorrecht genoss.

Eleanor von Kastiliens Mandelaugen verengten sich, als sie lächelte. »Du hast gewonnen.«

»Woher weißt du das?« Er zog sie an sich.

»Ich habe die Männer schon aus einiger Entfernung singen hören. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich es dir vom Gesicht abgelesen.« Sie strich über seine stoppelige Wange.

Edward nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände, zog sie noch enger an sich und küsste sie. Sie duftete nach der Honig- und Kräuterseife aus dem Heiligen Land, die sie stets benutzte.

Eleanor machte sich lachend von ihm los. »Du bist nass!«

Edward grinste, küsste seine junge Frau erneut, presste sie trotz ihrer Proteste an sich und besudelte ihr fleckenloses Hemd mit Schmutz von seinem Überwurf und Kettenhemd. Endlich gab er sie frei und hielt nach Wein Ausschau. Eleanor stellte sich auf die Zehenspitzen, legte die Hände auf seine Schultern, drückte ihn auf den Stuhl am Tisch nieder und bat ihn, sitzen zu bleiben, während sie ihm Wein einschenkte.

Edward war zu erschöpft, um seine hinderliche Rüstung abzulegen. Stocksteif saß er da und beobachtete im Spiegel, wie Eleanor aus einem glasierten Krug mit Pfauenfedermuster Rotwein eingoss. Als sie den Krug abstellte und einen Finger rasch unter den Rand legte, um einen Tropfen aufzufangen, den sie dann ableckte, durchzuckte ihn ein Stich der Zuneigung. Es war die Art von Liebe, die mit der Erkenntnis möglichen Verlustes einhergeht. Abgesehen von seinem Onkel war sie die Einzige, die ihm in die Verbannung gefolgt war. Sie hätte in London, im Luxus und der Sicherheit von Windsor oder Winchester bleiben können, denn das Urteil erstreckte sich nicht auch auf sie.

Aber sie hatte diese Möglichkeit nicht ein einziges Mal angesprochen.

Als er in Portsmouth an Bord des Schiffes gegangen war, hatte Edward allein im Laderaum gesessen. Dort hatte er, den Kopf in den Händen geborgen, zum ersten Mal geweint, seit er ein Junge gewesen war und sein Vater von denselben Docks aus ohne ihn nach Frankreich gesegelt war. Als er sich die Tränen der Demütigung und, wie er sich eingestand, der Furcht abwischte und sich damit abzufinden versuchte, alles verloren zu haben, kam Eleanor zu ihm. Sie kniete sich vor ihn, nahm seine Hände zwischen die ihren und sagte ihm, sie bräuchten weder den König noch die Königin noch seinen Ränke schmiedenden Paten Simon de Montfort, den Grund seiner Verbannung. Sie brauchten niemanden. Sie hatte entschieden gesprochen, mit festerer Stimme, als er es je zuvor von ihr gehört hatte. Später liebten sie sich in dem säuerlich riechenden Laderaum unter Deck. Sie waren seit sieben Jahren verheiratet, und bislang waren ihre Umarmungen zumeist sanft, fast höflich ausgefallen. Jetzt waren sie hungrig, verströmten ihren Zorn und ihre Furcht ineinander, bis sie beide ausgepumpt liegen blieben, während rings um sie herum die Planken knarrten und das Meer sie von der Küste Englands forttrug.

Ihr Kind – das erste, vielleicht das Ergebnis jenes wilden Liebesaktes – wuchs jetzt in Eleanors Leib heran, der von ihrem bauschigen Hemd verborgen wurde.

Eleanor trat hinter ihn und drückte ihm den Becher in die Hand. Edward trank einen großen Schluck. Der Wein brannte in seiner ausgedörrten Kehle. Als er den Becher abstellte, heftete sich sein Blick auf ein Buch, das am Rand des Tisches, gerade außerhalb des Kerzenlichtkreises lag, wo er es an diesem Morgen zurückgelassen hatte.

»Ich werde die Diener anweisen, dir etwas zu essen zu bringen.«

Als er ihre Hand auf seiner Schulter spürte, erblickte Edward sein Gesicht im Spiegel. Jetzt wirkte es nachdenklich zerfurcht. Er berührte ihre Finger; dankbar dafür, dass sie ihn gut genug

kannte, um zu verstehen, dass er allein sein wollte. Sie wandte sich ab und schlang einen Mantel um die Schultern. Edward sah ihr im Spiegel nach, als sie sich zurückzog und ihr schwarzes Haar mit den Schatten verschmolz. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, betrachtete er das Buch, dann zog er es über das verschrammte Holz zu sich heran. Es war jetzt alt, denn er besaß es seit seiner Kindheit, der Einband löste sich auf, die Seiten waren fleckig. Die in das Leder eingebrannten Worte waren größtenteils abgewetzt, aber er konnte noch immer die Umrisse erkennen.

Geoffrey of Monmouth,
»Die Prophezeiungen des Merlin«

Es gehörte zu den wenigen persönlichen Besitztümern, die er aus England mitgebracht hatte. Im Laufe der Jahre hatte er es viele Male gelesen, zusammen mit Monmouth' anderen Werken, dem Leben des Zauberers Merlin *und der* Geschichte der Könige Britanniens, *von der gemunkelt wurde, es gäbe mittlerweile mehr Ausgaben davon als von der Bibel. Edward kannte die Heldentaten des trojanischen Kriegers Brutus auswendig, der nach dem trojanischen Krieg gen Norden gesegelt war und Britannien gegründet hatte; er kannte die Geschichte von König Lear und der Ankunft Cäsars. Aber es waren die Sagen von König Artus, die ihn am meisten in ihren Bann geschlagen hatten, von der ersten Prophezeiung, in der Merlin Uther Pendragon weissagte, er werde König werden und sein Sohn nach ihm über ganz Britannien herrschen bis hin zu Artus' verheerender Niederlage bei Camblam, nach der er seine Krone seinem Vetter Konstantin übergeben hatte, bevor er nach Avalon gesegelt war, um dort geheilt zu werden. Als Edward bei Smithfield in London sein erstes Turnier gesehen hatte, hatte er tiefe Ehrfurcht vor den wie Männer an Artus' Hof gekleideten Rittern verspürt, von denen einer den legendären König selbst verkörperte.*

Als Edward das Buch zur Hand nahm, öffnete es sich wie von

selbst an einer Stelle, wo ein Stück Papier zwischen zwei Seiten geschoben worden war. Er starrte die Handschrift des Schreibers an; hörte im Geist die mit der gebieterischen Stimme des Königs diktierten Worte. Er hatte diesen Brief häufig gelesen, seit er ihm überbracht worden war – der erste Kontakt, den er seit seiner Abreise aus London mit seinem Vater hatte. Der Zorn, den er anfangs verspürt hatte, war verflogen. Was blieb, war brennende, freudige Erregung.

Der Brief berichtete von dem Erdboden gleichgemachten Burgen und geplünderten Städten, verwüsteten Feldern und Weiden, verbrannter Erde, Leichen, die in den Straßen und auf den Wiesen verstreut lagen, und Gestank, der die Luft erfüllte wie eine Wolke des Todes. Männer unter dem Befehl des Kriegsherrn Llewelyn ap Gruffud waren aus ihren Bollwerken in den Bergen des alten walisischen Königreichs Gwynedd heruntergeströmt und hatten eine Schneise der Zerstörung hinterlassen. Bei seiner Hochzeit mit Eleanor hatte sein Vater Edward große Ländereien übertragen, zu denen auch ein ausgedehntes Gebiet entlang der Nordküste von Wales, von der Grenze bei Chester bis hin zu den Ufern des Flusses Conwy, gehörte. Laut des Briefes war es dieser Landstrich, der jetzt brannte. Und das nicht zum ersten Mal.

Vor sechs Jahren, als Edward sechzehn gewesen war, hatte Llewelyn die Männer von Gwynedd in einem Aufstand gegen die englische Besatzung seines Herrschaftsgebietes angeführt. Der Überfall erwies sich als unerwartet erfolgreich, und innerhalb weniger Tage befand sich die Region unter Llewelyns Kontrolle, englische Burgen standen in Flammen, Garnisonen waren zur Flucht gezwungen. Edward, dem es an Geldmitteln fehlte, hatte sich an seinen Vater gewandt, sobald die ersten Berichte eingetroffen waren. Der König hatte ihm seine Bitte mit der Begründung abgeschlagen, dies sei für Edward eine gute Gelegenheit, sich als Krieger und Befehlshaber seiner Männer zu bewähren. Doch Edward kannte die Wahrheit. Henry war zu sehr damit beschäftigt, seinen jüngsten Sohn Edmund zum König von Sizilien

krönen zu lassen, um ihm Geld oder Unterstützung zu gewähren. Am Ende war er, nachdem ihm einer seiner Onkel eine größere Summe geliehen hatte, alleine mit seinen Männern aufgebrochen, um seine walisischen Ländereien zu retten. Llewelyn hatte ihn vernichtend geschlagen. Er war nach einer einzigen Schlacht zum Rückzug gezwungen gewesen; seine Armee war dezimiert, sein Ruf schwer angeschlagen. Edward erinnerte sich noch immer an die Spottlieder, die über ihn gesungen worden waren. Die siegreichen Waliser hatten sich an seiner Niederlage geweidet.

Inzwischen hatte sich Henry mit seinen absurden Bestrebungen bezüglich Sizilien und der ständigen Begünstigungen seiner Halbbrüder, den berüchtigten Valences, die kürzlich in England eingetroffen waren, bei Hof zunehmend unbeliebt gemacht. Der Anführer der Proteste gegen den König war Edwards Pate, Simon de Montfort, der Earl of Leicester. Montfort hatte viele Anhänger um sich geschart und sich gemeinsam mit ihnen gegen Henry aufgelehnt, was zur Einberufung eines Parlaments in Oxford geführt hatte, bei dem der König den Rückhalt der meisten seiner Edelleute verlor. Über Henrys törichte Handlungsweise und die Niederlage ergrimmt, die Llewelyn ihm beigebracht hatte, hatte sich Edward auf die Seite seines Paten geschlagen und ihn davon überzeugt, sich mit ihm gegen seinen Vater zu verbünden. Nachdem der König von diesem Verrat erfahren hatte, hatte er ihm sein Erbe aberkannt und ihn in die Verbannung geschickt.

Edward las den Brief ein letztes Mal, überflog die letzten Absätze. Dieser Aufstand unterschied sich von früheren dadurch, dass Llewelyn ap Gruffudd das Unvorstellbare gelungen war – er hatte alle Waliser unter seinem Oberbefehl vereint. Bis jetzt waren der Norden und der Süden durch mehr als nur die Berggrenze von Snowdonia getrennt gewesen. Jahrhundertelang hatten die Kriegsherren der drei alten Königreiche von Wales die Alleinherrschaft angestrebt, ständig gegeneinander und gegen die englischen Lords gekämpft, deren Ländereien südlich und

östlich an ihr Reich grenzten. Das Land hatte sich stets in Aufruhr befunden. Nun hatte Llewelyn die sich untereinander grollenden streitsüchtigen Menschen zusammengebracht, und ihre Speere und Bögen richteten sich fortan nicht mehr gegeneinander, sondern Richtung Osten auf England. Henry schrieb, dass Llewelyn sich eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt und sich zum Prinzen von Wales ausgerufen hatte. Allerdings handelte es sich bei dieser Krone nicht um irgendeinen gewöhnlichen Stirnreif, sondern um die von König Artus.

Edward starrte das Pergament noch einen Moment lang an, dann hielt er es über die Kerze. Die Flammen züngelten wild um das Versprechen seines Vaters, ihm seinen gesamten Landbesitz zurückzugeben, wenn er wiederkam und Llewelyn besiegte. Edward lächelte in sich hinein: Er war bereit. Bereit, mit den unter seinem Banner versammelten Männern heimzukehren, den ihm angestammten Platz in England wieder einzunehmen und die Entschuldigung seiner Eltern zu akzeptieren. Bereit, Llewelyn entgegenzutreten. Die Waliser mochten zum ersten Mal vereint sein, aber darin lag auch ihr Schwachpunkt, wie Edward dem Brief entnahm. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, welche Macht es mit sich brachte, das Gewand einer Legende anzulegen. Auch Llewelyn musste das begriffen haben, denn er hätte kein wirksameres Symbol wählen können, um die Völker von Wales zu vereinen. Artus war für sie nicht nur ein herausragender Krieger, sondern der letzte große britische König vor den Sachsen und den Normannen. Aber wenn etwas so Mächtiges wie diese Krone Völker vereinen konnte, ließ sich daraus nicht folgern, dass es sie auch zu zerstören vermochte?

Als das Pergament zu schwarzer Asche zerfiel, klopfte es an der Tür. Sie öffnete sich, und die massige Gestalt von William de Valence füllte den Türrahmen aus.

»Die Kommandanten sind eingetroffen, um über die Lösegeldsummen für ihre Männer zu verhandeln.«

Edward erhob sich und ließ die Reste des Briefes sowie das Buch zurück. Die Worte auf den Seiten schimmerten schwarz.

ERSTER TEIL

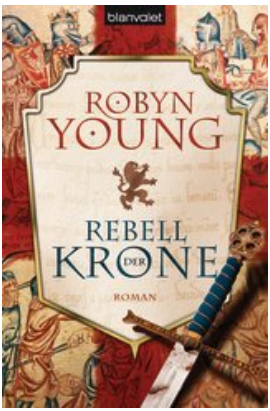
A.D. 1286

Es war Nacht, und die Mondsichel schien hell …Vom Gipfel eines luftigen Berges aus betrachtete der Prophet den Lauf der Sterne und sprach laut zu sich selbst: »Was hat dieser Strahl des Mars zu bedeuten? Sagt mir seine junge Röte, dass ein König tot ist und ein anderer seinen Platz einnehmen wird?«

Geoffrey of Monmouth,
»Das Leben des Zauberers Merlin«

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Robyn Young

Rebell der Krone
Roman
[Robert the Bruce 1]

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 672 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-37246-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2011

Schottlands größter Freiheitskämpfer Robert the Bruce – Kämpfer im Krieg, König im Exil, Ehemann der Feindestochter, Freund, Mörder und eine Legende

Robert the Bruce – Schottlands größter Krieger im Kampf um die Unabhängigkeit – verlor alles, was er liebte: Familie, Freunde, seine Heimat und sein Land! Doch er gab niemals auf, brach seinen Treueschwur gegenüber Englands Krone, und zog aus, sein Volk in die Freiheit zu führen … Die neue Trilogie von Bestsellerautorin Robyn Young erzählt die packende Legende dieses Mannes, der vom Krieger und umjubelten Anführer der aufrührerischen Schotten zum Eroberer des Thrones wurde – ein Held, der die Geschichte einer ganzen Nation prägte.

Der Titel im Katalog